

# Die submoderne Prägung der Linguistic Analysis

Boeder, Heribert

Veröffentlicht in:  
Abhandlungen der Braunschweigischen  
Wissenschaftlichen Gesellschaft Band 51, 2001,  
S.159-175



J. Cramer Verlag, Braunschweig

## Die submoderne Prägung der Linguistic Analysis

von **Heribert Boeder**, Osnabrück\*

(Eingegangen am 14.04.2000)

Der Leser erahnt ihn schon aus dem Titel der Erzählung: „Monsieur Teste“. Dieser Kopf-Mensch weiß von sich: *La bêtise n'est pas mon fort*. Wer Valéry kennt, merkt so gleich: hier ist von seinem Erfinder die Rede. In der Tat: Dummheit ist nicht seine Stärke – genauer in den Gebrauch des Wortes *bêtise* hineingehört: Torheit; wie nämlich Littré in seinem Dictionnaire bemerkt, war LaFontaine in manchen einfältigen Behauptungen ein Tor, aber nie ein Dummkopf; ein solcher vermag sich nämlich nicht vor seinen Vorstellungen in Acht zu nehmen. So verstehen wir denn sogar inmitten aller gottlosen Erfahrung: „Mit Dummheit kämpfen Götter selbst, vergebens“. Mit Torheit allerdings mochten die griechischen schon deshalb nicht kämpfen, weil sie ihnen das Schauspiel bot, wie gerade vortreffliche Menschen sich selber zugrunde richten.

Den Heutigen scheint aber selbst noch die Komödie mit ihrem „Lob der Torheit“ und einer benachbarten „Utopia“ schwerzufallen. Ihnen gelingt eher der Mimos: die Darstellung von ihresgleichen – ohne Ehre, ohne Scham. In einer Sprache, welcher das alltägliche Verstehen als einziges gilt, wirkt die Rede von „Torheit“ nicht weniger gestelzt und lebensfremd als die von „Weisheit“. Möchte sich da jemand fragen: Zum Teufel, wo bin ich denn? Hat doch der Böse, als der „Leibhaftige“, auch noch den „letzten Gott“ überlebt.

Sophieens Welt läßt vermuten, daß die Rede von „Weisheit“ aber immer noch besser in die Ohren geht als der Name „Torheit“. Und „Philosophie“? Der Name hat wohl seine herkömmliche Geläufigkeit im Alltag; doch wirkt seine wörtliche Übersetzung „Liebe zur Weisheit“ – zumal in dem heutigen Betrieb jenes Namens – eher peinlich. Warum wohl? Fragen wir nach heutiger Manier lieber: warum nicht?

Die Rede von den „Heutigen“ bleibt jedoch zu sehr im Ungefähren solange nicht erinnert wird, wie sich deren Denkart bereits geklärt, weil unterschieden hat – und zwar im Horizont der für die Submoderne zentralen Sprach-Thematik. Gesammelt auf ihre Dimensionen und Schlüssel-Positionen. Nachdem die im Ganzen bereits anderweitig vorgestellt wurden (Die Tektonik des submodernen Denkens im Schein ihrer Kunst; Sapientia LIV, 1999, 173), seien sie hier nur noch einmal in der abschließenden Bewegung aufgenommen, welche maßgeblich von den Oxforder Analytikern geprägt worden ist. Deren hiesige und sonstige Rezeption übergehen wir mit dem Recht unseres wiederholt vorgetragenen tektonischen Kriteriums – daß es allein auf die Gedanken ankommt, die einen Unterschied im Ganzen machen.

Um diese Absicht deutlicher hervortreten zu lassen, hier zunächst eine kurze Erinnerung an unseren Vorgriff auf die ganze Sphäre der Submoderne. Deren Gefüge bleibt

---

\* Prof. Dr. phil. Heribert Boeder · Lönsweg 40 · D-49076 Osnabrück

wiederum auf den Bau der Moderne in den ihr eigentümlichen Besinnungs-Gestalten bezogen. Der jedoch zeigt einen anderen Grundriß als das „Vernunftgefüge der Moderne“; die erste und die andere Figur haben ihren Ort getauscht: die Besinnung auf die Wissenschaften und diejenige auf das ausgelegte Leben. In der Vernunft-Ordnung, folgt das „funktionale“ Denken auf das „hermeneutische“. Warum? An erster Stelle war der erneuerte Anspruch auf eine Erste Wissenschaft zu würdigen und dies in einem mit der Verabschiedung der vormaligen conceptualen, vulgo: metaphysischen Vernunft. Die eigentliche Bewandnis dieses Tauschs tritt aber erst am Bau der submodernen Reflexion hervor.

Um zu betonen: Was die „Logotektonik“ beschäftigt, ist nirgendwo die Ansicht dieser und jener Philosophen, sondern das Erfüllen von gemeinsamen Aufgaben eines Denkens, das in der Geschichte der Philosophie und in der Besinnung der modernen Welt ein Gefüge von rationalen Figuren erkennen läßt. Was ist denkend vollbracht worden? Diese Frage erfüllt sich gegen alle heutige Gewohnheit in einem Anerkennen. Abseits der herkömmlicherweise kontinuierlichen Historie des wissenschaftlichen Fortschritts hatte es von den epochalen Unterschieden des Gedachten der Philosophie in ihrer Geschichte auszugehen.

Wie aber können sie die Dimensionen der submodernen Reflexion erschließen, wenn diese – so scheint es – mit der SOPHIA noch weniger im Sinne hat als die Moderne? Durch Übersetzung ihrer Unterschiede. Der Unübersichtlichkeit schrankenloser Vielfalt von Ansichten mit der Erfahrung belegend: sie als geschlossenes Gebilde zu begreifen, ist nicht unmöglich. Auch das Denken der Submoderne muß, ihm zuwider und zuvor unerfindlich, jene Ganzheit ertragen, die einem logo-tektonischen Hinsehen aufgeht. Um es hier, nach anderweitig gegebenen Erläuterungen dieser Behauptung, bei folgendem Hinweis zu belassen:

Unser langgeübtes Vor-Urteil ist dieses: Das Vernünftige ist ein Ganzes, das sich ebenso in sich wie von sich unterscheidet. Diese heute ganz und gar absonderliche Behauptung ist der Philosophie vertraut gewesen. Um hier nur von ferne an Kants System der Ideen oder Vernunft-Totalitäten zu erinnern. Auch wenn es dem modernen Aburteilen über die Metaphysik widerwärtig geworden ist, auch wenn es in der Submoderne sogar den Ruch des totalitären Denkens angenommen hat, bleibt uns das in ihnen geübte Unterscheiden fruchtbar und kostbar; denn mutatis mutandis bietet es einen Anhalt für die wo nicht systematische, so doch tektonische Unterscheidung der sozusagen „unreinen“ Erfahrungstotalitäten: Geschichte, Welt und Sprache. Allem entsprechenden Feststellen und Beschreiben zuvor sehen wir in ihnen keine Dinge, geschweige denn Gegenstände, sondern Horizonte, welche die Besinnungs-Gestalten der Moderne geprägt haben. Auch wenn hier der Sinn von „Totalität“ nicht mehr durch die klassische „Idee“ geprägt sein kann, haben wir uns dennoch die Freiheit genommen, sie aus verwandelter Vernunft-Absicht als die Totalitäten zu konkretisieren, welche die epochal erschlossene Geschichte der Philosophie, die Welt der Besinnung und die Sprache kommunikativen Zumutens als unterschiedliche Sphären darstellen.

Weshalb hier zunächst allein die der Welt und der Sprache berücksichtigen? Dies erhellt aus der eigentümlichen Beziehung der submodernen Reflexion auf die Besinnung der Moderne. Gegen den Schein der sogar immer weiter um sich greifenden historischen Interessen sei behauptet: Für das submoderne Denken ist die besagte Geschichte weg-

gebrochen und eben deshalb die Welt der Moderne depotenziert. Was ihm allein gilt, ist die Beziehung von Sprache und Welt. Sie ist aber, anders als die moderne Beziehung unserer Welt auf ihre Geschichte, keine ausschließende mehr. Eben daran läßt sich der Unterschied der Submoderne von der Moderne ablesen. Da macht zumal das von Heidegger behauptete Vergessen der geschichtlichen Bestimmung der Sache des Denkens keinen Unterschied mehr. Warum dem so ist, sagt uns gerade die sog. analytische Philosophie unserer Tage. Sie sei hier in ihrer maßgeblichen Oxforder Entwicklung vorgestellt.

## I.

Auszugehen ist nicht etwa, wie man in Rücksicht auf ihre Sprach-Thematik meinen möchte, von Wittgenstein; denn die Auseinandersetzung, welche hier mit der Besinnung der Moderne geführt wird, bezieht sich im Wesentlichen auf die Vorgaben Kuhns, Schlicks und Freges – merkwürdigerweise in dieser rückläufigen Folge, welche an den mit Leibniz gedachten Vorgang einer involutio erinnert. Was stirbt da ab? Lassen wir dies zunächst offen.

Sogleich könnte man, was Thomas Kuhn, seine geschichtliche Besinnung auf die Wissenschaften anlangt, einwenden, daß unser analytischer Protagonist, nämlich Gilbert Ryle, nicht von ihm redet. Dennoch brauchen wir nicht auf Koyré auszuweichen, sondern nur an die Eigentümlichkeit des Denkens im einen und im anderen Falle zu erinnern: bei Kuhns Besinnung auf die Wissenschaften an deren „Rätsellösen“, bei Ryle’s Eröffnung der submodernen Reflexion an die „Dilemmas“ der Philosophie. Diese ist Kuhn nicht einmal mehr der Erwähnung wert. Warum und inwiefern beansprucht sie aber mit Ryle erneute Aufmerksamkeit?

Der submoderne Nachfahre des funktionalen Denkens bewegt sich nicht mehr in dem Horizont, der die zur Natur transformierte Welt ist. Während Wittgenstein mit dem Erlebnis-Boden in der Welt einer Hermeneutik blieb, hat sich Ryle sogleich mit Bedacht davon ferngehalten. Wie hat er das vermocht? In Verwandlung des funktionalen Denkens, wie er es vornehmlich am sog. Wiener Kreis kennenlernte. Die dort befestigte Geschiedenheit des wissenschaftlichen Darstellens vom natürlichen Sprechen löst sich mit dem Schub in die Submoderne allenthalben auf; denn die Sprache der Wissenschaften wird hier zusammen mit der natürlichen in diejenige des Alltags integriert, verliert als eine sprachliche Performance neben anderen den „Reinheits“-Vorrang des Kalküls. In der homogenisierten und sich zugleich endlos differenzierenden Sprache des Alltags bedarf die der Wissenschaft keines besonderen Schutzes ihrer Logizität gegen die Beirungen einer natürlichen Sprache. Die vielfältigen Sprachen auch des wissenschaftlichen Alltags sorgen in ihrem Gebrauch für ihre je eigene Verständlichkeit.

Wozu dann wieder Philosophie? Welche denn? Doch wohl eine andere als jene, welcher der Wiener Kreis die Aufgabe zugesprochen hatte, zwar nicht die Wahrheit, wohl aber den Sinn wissenschaftlicher Sätze zu prüfen – mit Kuhn innerhalb des Forschungs-Betriebs der Wissenschaften selbst. Ryle aber hat dessen weltlich fundierter Frage: What sense does it make? die maßgebende Wende in diese sprachlich fundierte gegeben – nämlich: Why does this or that expression make non-sense (Modern studies in philosophy:

Ryle; London 1970, S. 6)? Eine vorgreifend negative Erfahrung mit dem Gesprochenen gibt jetzt dem Denken die Richtung und sogar die eigentümlich submoderne Färbung.

- 1) Die besagte Frage betrifft zunächst die Grammatik des jeweiligen Ausdrucks. Dies jedoch aus der Einsicht, daß seine grammatische Bedeutung nicht einerlei mit seiner logischen ist. Was nicht nur sprachlich, sondern auch logisch zu sagen möglich und also gerechtfertigt ist. Dem geht Ryle in seiner ersten Phase nach – insbesondere mit der Abhandlung „Systematically misleading expressions“ (Collected Papers II), die als solche Rätsel-Erzeuger sind. Das „systematisch“ läßt schon ahnen, daß es hier um Vorurteile geht, die irgendwie den philosophischen Vorgaben unserer Grammatik-Tradition entstammen – wiederum verdichtet zu beirrenden Problemen der Philosophie. Diese ist hier nicht mehr die am Ende unnütz gewordene Dienerin der positiven Wissenschaften; im Sprach-Horizont findet sie erneut eine ihr eigentümliche Aufgabe: nämlich auf dem Boden der nicht bloß grammatischen, sondern demzuvor logischen Syntax die trouble-makers und paradox-generators auszujäten. Insbesondere in „quasi-ontologischen Feststellungen“ ist einiges an Begriffs-Müll zu entsorgen. Dazu ist aber deren Umgestaltung erforderlich. Ihre Gewohnheiten des Ansprechens von etwas als etwas, nämlich die category-habits, müssen durch category-disciplines am Gemeinten ersetzt werden.

So ist denn die Aufgabe der Sprach-Analyse zunächst diese: „Das logische Benehmen eines Satzes von Begriffen zu klären, die alle regelmäßig von jedermann gebraucht werden“. Das sind aber vornehmlich jene, welche von der Philosophie her das alltägliche Sprechen durchdrungen haben.

- 2) Als herausragendes Beispiel nimmt Ryle aus der Geschichte die Rede von „Geist“ auf. Ist er doch in Gestalt des „Bewußtseins“ durch die neuzeitliche Philosophie zu etwas Selbstverständlichem geworden. Das Anstößige dieser Rede ist für den Sprach-Analytiker die Unterstellung eines zunächst verschlossenen Inneren, zu dem das jeweilige Individuum einen privilegierten Zugang haben soll. Dagegen ist geltend zu machen: als versprachlichtes ist es eine public affair.

Die Philosophie hat das sog. Bewußtsein zu einem „Mythos“ ausgestaltet, der endlich, in Verwandlung des funktionalen zum performativ bestimmten Denken, zum Platzen gebracht werden muß – dies schon deshalb, weil das natürliche Sprechen im submodernen Alltag nicht mehr auf die andere Seite zum wissenschaftlichen beiseite und gegen dessen Rationalität herab gesetzt werden kann. Anders als im Horizont der Welt gibt es dafür im Horizont der Sprache keinen Grund mehr.

Die Schrift „The concept of mind“ (London 1949) eröffnet die Auseinandersetzung mit einer – wie es scheint – cartesisch bestimmten Tradition. Dabei bewegt die submoderne Absicht, das Selbstverständnis des Ich zu „deflationieren“ – zumal in Rücksicht auf die traditionelle Dreifalt der modi cogitandi, nämlich Kennen, Wollen und Fühlen. Über das funktionale Denken hinweg, weil der Sprache des Alltags zugetan, löst Ryle diese systematische Vorgabe in eine unbegrenzte Vielheit auf. Was aber die Sache des Denkens auch noch in der modernen Besinnung auf die Wissenschaften anlangt, versichert Ryle: wir haben für solche Ausdrücke wie „Sinnes-Gegenstände“ oder „Sinnesdaten“ keine Verwendung mehr. Dies läßt etwas von der

befreienden Stoßkraft seines Gedankens inmitten des Philosophie-Betriebs ahnen. Dieser erfrischende Aufbruch hat jedoch auch in Oxford nicht mehr seinesgleichen gefunden. Wenn Ryle für die submoderne Analyse den Anfang setzt, so mit der seltenen Tugend, ebenso unakademisch zu denken wie eine Sprache von Saft und Kraft zu führen. Mit offenem Blick für die Vielfalt der sprachlichen performances in den Aufgaben des Alltags. Er zeigt, wie gerade für sie das Acht-geben von höchster Wichtigkeit ist – allerdings radikal anders als in Heideggers Frage „Was heißt denken?“. Statt ihrer gilt: Take heed und Make up your mind. Denn der Alltag beansprucht das Denken to perform tasks. Dafür kommt es nicht so sehr auf das herkömmlich bevorzugte „wissen, was“, vielmehr auf das „wissen, wie“ an.

Die Auseinandersetzung mit der theoretischen Tradition wird über die Bewusstseins-Thematik hinaus fortgesetzt in der Schrift „Dilemmas“ (Cambridge 1954). Ihr geht es um die sprachlichen Verführungen nicht nur der metaphysischen Tradition – etwa mit den zenonischen Paradoxien oder dem Fatalismus-Argument –, sondern auch der neueren Wissenschaftstheorie, die in ihrer Selbsteinschätzung ebenfalls deflationiert sein will. Eingesogen in den submodernen Alltag sind technische wie auch untechnische Begriffe allein daraufhin anzusehen, wie unterschiedlich sie arbeiten – in ihrem je eigenen métier. Und auch Ryle betreibt sein Denken ausdrücklich als Handwerk.

Wie zu erwarten, gipfelt die Reihe seiner Untersuchungen in einem Stoß gegen die dem funktionalen Denken des logischen Positivismus eigentümliche Selbstüberschätzung aufgrund seiner instrumentalisierten mathematischen Logik. Auch wenn diese zurecht bestimmte Kontrollfunktionen im Forschungsbetrieb beansprucht, verdecken die heutigen Wucherungen des Formalisierens jenseits des angestammten Feldes der Naturwissenschaften oft dies, daß bloß Binsenwahrheiten produziert und mit methodischem Apparat aufgedonnert werden.

Was schließlich den Eingriff des Formalisierens in eine Philosophie von eigenen Aufgaben anlangt, bemerkt Ryle: „Kein philosophisches Problem, das für irgendjemanden von Interesse ist, ist jemals dadurch gelöst worden, daß man es auf die für irgendeinen Schlitz der Logik-Maschine passende Größe reduziert hat“. Nicht was rechnend zu entscheiden ist, wegt an, sondern Probleme, die einen verduzt machen. Erst da bricht das echte analytische Bedürfnis auf. Offen für die Überraschungen der Sprache, geht ihm zumal die Verschiedenheit der Felder des Urteils auf. Er bemerkt, daß sogar die Logischen Konstanten – wie Und, Oder, vor allem aber Nicht – in ihrer Anwendung von unterschiedlicher Bedeutung sind (111).

- 3) Wie aber bestimmt sich nach dem sprachlichen und geschichtlichen Moment – dem hat sich Ryle zuletzt in „Plato's Progress“ gewidmet – die weltliche Fassung des Denkens? How does it cope with its tasks? Was bedeutet ihm vor allem: einen bestimmten Begriff nicht zu haben? Wie wird er erworben, um mit anliegenden Aufgaben zurechtzukommen? Immer wieder sucht Ryle den Anhalt an live thinkings that people really do – Gedanken, die gleichsam unter Strom stehen; im Unterschied zu all den toten Leitungen des Philosophie-Betriebs.

Was heißt überhaupt: thinking thoughts and having concepts (Collected Papers II 446)? Das Denken unterscheidet sich und zwar, sofern es reflektiert, also vor einer

bestimmten Aufgabe zurücktritt und verhält. In detachment oder disengagement. So wird selbst noch die analytische Arbeit – und Ryle hat dies an seinem eigenen Zugriff auf die Philosophie deutlich gemacht – zu einer option, die im Vorblick auf Ergiebigkeit und öffentlichen Erfolg einer Fragestellung abzuschätzen ist.

Letztlich kommt da der Unterschied, den das Denken, seine Reflexion machen kann, mit der Frage ans Licht: What is le penseur doing (480)? Welche Aufgabe kann er geltend machen? Sie hat ihre Öffentlichkeit am Verhältnis von Lehrer und Schüler. Dessen Grenze wird überschritten, wo der Lehrer zum Denker wird – nämlich dort, wo er nicht mehr in der Lage ist, schon zu wissen, was er sich fragen soll, wo er unsicher darüber ist, ob seine Fragestellung ergiebig ist oder eine leerlaufende performance, wie bei den Nachzählern des funktionalen Denkens.

Seine letztlich pädagogische Aufgabe läßt Ryle fragen: Wann ist das Denken zur Selbststeuerung fähig? Wenn es ohne Wegweiser seinen allerdings immer nur zeitweiligen Strategien zu folgen vermag – sich selbst überlassen, letztlich auf Verdacht hin, im Sinne des mootings, eine bestimmte Richtung einschlägt. Der Verdacht wird sich gegen das schon Gedachte der Philosophie richten, ohne seinerseits eine destination zu kennen; damit zufrieden, immer nur ein Wegstück im Unbegangenen aufgetan, da und dort ein wenig Sprachgestrüpp gerodet zu haben. Ein für die Submoderne charakteristisches Verebben eines großen Aufbruchs.

## II.

Um im Übergang zur folgenden Position kurz an unseren Gesamtbau der Submoderne und seine Unterstellungen zu erinnern: Deren erste, nämlich anarchische Dimension, übersetzt die letzte der Moderne, also die des apokalyptischen Denkens, welches die Unterscheidung des Menschen von sich in die künftige andere Welt zu retten suchte. Das ist für Merleau-Ponty, Foucault und Derrida keine Empfehlung, mehr – schon deshalb, weil der Sprach-Horizont eine entsprechende Totalitäts-Vorgabe ausschließt. Die andere Dimension, nämlich die des Strukturalismus in seiner Entfaltung durch Jakobson, Barthes und Lévi-Strauss, verabschiedet das hermeneutische Denken. Die letzte Dimension nun, um deren Kennzeichnung es hier alleine geht, vollzieht den Schub der Sprachanalyse in die Submoderne. Er beendet die fortschreitende Contraction der jeweiligen ratio terminorum aus Maßgabe, Sache und Denken. Zuerst wurde die Maßgabe absorbiert, sodann die Sache.

Darin liegt: die der ratio wesentliche Dreigliedrigkeit gefährdet sich, indem sie zu dem einzigen Terminus des wesentlich sprachlichen Denkens schrumpft. Die ratio als solche entfällt. Gründend ist nämlich nicht die jeweilige Bestimmtheit der besagten Termini, sondern die Verschiedenheit ihrer Stellung im Verhältnis zueinander. Um nun die ratio terminorum zu retten, bedürfte es der Annahme von Leerstellen. Für unsere Tektonik sind sie keineswegs nichts.

Was nun aber den letzten Terminus, nämlich den des Denkens, in seiner integrierenden Bedeutung angeht, läßt sich diese durchaus absonderliche Sicht noch vertiefen und zwar angesichts der aus der Moderne überkommenen Momente, nach denen sich die besagten Termini ihrerseits gliedern. In einer Sequenz, welche für die Moderne von der Weltlichkeit



ausgeht, für die Submoderne aber von der Sprachlichkeit. Während Ryle noch die Dreiheit der Momente im Denken bewahrte, entfällt bei seinem Nachfolger Austin das geschichtliche. Es gibt ihm nicht einmal mehr als negativ bestimmtes zu denken. Schon Ryle fiel dies an ihm auf – ohne allerdings den Grund dafür in der verwandelten Stellung des Gedankens zu erkennen.

- 1) Er war vom sprachlichen Moment des Denkens über das geschichtliche zum weltlichen fortgegangen. Austin aber nimmt eben dieses unmittelbar auf. Es drängt ihn sogleich in eine weitläufige Auseinandersetzung mit dem Welt-Verständnis des Wiener Kreises. Dessen Laster – schon die Rede von „Einheitswissenschaft“ bekundet es – sieht er an dem Versuch, eine einzige durchgängige Erklärungsweise geltend zu machen („Gleichschaltung“!); und dazu gehört sogar der Rückgang auf Axiome – „eines der ehrwürdigsten Schreckgespenster (bugbears) in der Geschichte der Philosophie“ (104).

Schon der Buchtitel „Sense and sensibilia“ (Oxford 1962) ist ein Streit-Programm. Da geht es vornehmlich um die vom Logischen Positivismus beanspruchte Vorstellung von „real“. Austin betont: It is the negative use that wears the trousers (70). Deutlicher: „Die Funktion der Rede von „real“ ist nicht, in positivem Sinne zur Kennzeichnung von irgendetwas beizutragen, sondern Möglichkeiten auszuschließen, nicht real zu sein“ (70).

Die Analyse hält sich streng an das Gesprochene, zunächst in seiner weltlichen Bewandnis und der entsprechenden Brauchbarkeit. Sogleich sei eingestanden: „Es gibt einige wenige notorisch unbrauchbare Wörter – zum Beispiel Demokratie –, deren Gebrauch immer daran schuld ist, uns in echtem Zweifel darüber zu lassen, was gemeint ist“ (127). Wenn solche Wörter unbrauchbar sind, muß dies nicht an einer vielleicht durchaus brauchbaren Vagheit ihrer Verwendung liegen. Wer sich darüber beklagt, sollte sich fragen lassen: Why ever not (130)? Ist doch die Sprache ursprünglich weder genau noch explicit, mag auch grob unterscheiden. Nur ein Vorwurf sticht in der Kommunikation: you failed to perform.

Performance in weltlicher Bedeutung – im Sprach-Horizont muß sie statt der besagten Vorstellung von Realität den Ton angeben. Mit der funktionalen Vorherrschaft des Feststellens schwindet auch die des Beschreibens und Abbildens, wie sie der Logische Positivismus zumal mit der Unterstellung von Protokoll-Sätzen geltend gemacht hatte. Sprechen ist zunächst in gewohnte Riten des Umgangs eingebunden. In ihnen hat sich das gewöhnlich Verstandene niedergeschlagen, wie es für die acts of communicating, which we constantly perform (115) unerlässlich ist – gegründet auf Vertrauen. Nur in Rücksicht darauf kann auch Ungewöhnliches „ankommen“.

Gegen die herkömmliche Überschätzung des Feststellens macht Austin geltend, daß die Negation zumindest gleichen Ranges ist wie die Position. Die sprachliche Kommunikation kann sogar ohne Rücksicht auf die ausschließende Beziehung von „wahr“ und „falsch“ funktionieren. Sie sind bloß allgemeine Etiketten für eine ganze Dimension verschiedener Einschätzungen. Überdies passen Feststellungen auf Tatsachen ohnehin nur mehr oder weniger locker. Erst wenn wir Feststellungen diskutieren, sind wir von ihrem Wahrheits-Anspruch geradezu besessen; so auch mit der



Vorstellung von Freiheit erst dort, wo wir ein Benehmen oder Betragen diskutieren. Was nach beiden Seiten die philosophische Tradition bewegt hat, ist entweder eine Minimal-Vorstellung vom Zurechtkommen mit etwas oder aber ein illusorisches Ideal. Jeglichen sog. Fundamentalismus im Gebrauch von „wahr“ und „gut“ fahren lassen – in dieser Begierde scheint auch hier die Gesinnung der Submoderne auf und dem ist keineswegs mit dem Nihilismus-Vorwurf beizukommen.

Ist erst einmal die Herrschaft der descriptive fallacy und die Gewohnheit des Entgegensetzens, so auch des Ausgrenzens gebrochen, fällt sogar an wissenschaftlichen Feststellungen auf, daß sie nicht immer beabsichtigen, Tatsachen zu berichten, sondern auch Leute in dieser oder jener Weise zu beeinflussen, oder gar bloß „Dampf abzulassen“. Nicht genug damit: das vielberedete Erfordernis eines Aussage-Sinns läßt für gewöhnlich im Dunkeln, inwieweit sein Fehlen überhaupt festgestellt wurde. Wird erst einmal die sinnlose oder auch unsinnige Rede differenziert, ist eine Klassifikation der Äußerungen von Unsinn angezeigt. Bei alledem ist es unerläßlich, sich die Umstände klarzumachen, unter denen eine Äußerung getan wurde. Ist sie etwa nur ungewöhnlich wie manche heutige künstlerische Installation? Wollen doch Sprach-Phänomene nicht auf Verbalisierungen eingeschränkt werden.

Mit dem Stoß gegen die descriptive fallacy möchte Austin auch die aus dem Rechtswesen bekannte Wendung treffen: die ganze Wahrheit und nichts als die Wahrheit. Hält er doch sogar dafür: „Das logische Prinzip: jede Feststellung muß entweder wahr oder falsch sein, hat zu lange als die einfachste, überzeugendste und durchdringendste Form der Beschreibungs-fallacy gewirkt“ (Philosophical Papers, Oxford 1961, 131). Zuletzt befestigt durch das Verifikations-Problem des Logischen Positivismus. Schon die im Logik-Unterricht gängige Unterscheidung von proposition und sentence ist von zweifelhafter Güte. Doch wie steht es mit der Wahrheit mathematischer Formeln oder geometrischer Axiome? „Wir fühlen uns nicht mehr versucht, sie wahr zu nennen oder to dispute their truth and falsity.“ (132) Von Belang ist uns nur ihre Brauchbarkeit. Und die ist wie bei vielen „sauber aussehenden“ Dichotomien – einer allerdings unvermeidlichen philosophischen Berufskrankheit – eher dürftig.

Ist erst einmal mit dem Realitäts-Thema der Stoß gegen das ens geführt, gilt es mehr noch, das unum zu pluralisieren, sodann das verum und am Ende das bonum in das versprachlichte Denken einzubeziehen (128 Anm.1). Zumal seine kommunikative Verlautbarung stellt Öffentlichkeit her. Eben daraufhin hat die Rede von der Verantwortlichkeit der Sprechenden (Plural!) ihre Bewandnis. Sie müssen sich untereinander rechtfertigen können – allerdings nicht so sehr im Zuge der Frage „warum?“ oder „Wer ist schuld?“, als vielmehr „how come you were doing that?“ In diesem Umfeld hat Austins Abhandlung „A plea for excuses“ ihren Ort.

„Im Prinzip muß es für jedermann offenbleiben, jegliche Art des Vorgehens zu verwerfen“ – auch einen bislang acceptierten Ehrencodex (How to do Things with Words, p.29). Der Handelnde weiß: „Getting away with things is essential – despite the suspicious terminology.“ Sind doch Handlungen im Wesentlichen nicht durch eine Absicht oder Tatsache konstituiert, sondern durch Conventionen. Eben daraufhin

bleibt immer als letzte Möglichkeit, im geregelten Spiel des Alltags nicht mitzuspielen oder – wie man das nennt – „auszusteigen“.

Eine Verlautbarung hat den gewünschten Erfolg oder auch nicht und ist in diesem Sinne „glücklich“ oder „unglücklich“ – will sagen: it did'nt perform. In dem zutiefst sprachlich konstituierten Felde, wo man mit Wörtern Dinge tut oder auch dreht – etwa durch „Etiketten-Schwindel“ – stört eine moralische Anruchigkeit des Ausdrucks hier wie auch sonst Austins Sprachanalyse nicht im mindesten. Wird doch der unterscheidende Gebrauch von „unaufrichtig“ und „aufrichtig“ – etwa bei Rechtsgeschäften – keineswegs verdrängt, vielmehr zur Rücksicht darauf angehalten, ob jemand zu einer bestimmten Feststellung garnicht in der Lage war, nicht berechtigt, nicht befugt – immer in Würdigung des Ganzen einer Sprech-Situation.

In der Welt der Kommunikation verdienen nicht zuletzt die Weisen des pretending besondere Aufmerksamkeit. Muß doch deren Erfolg nicht von dem abhängen, „was der Fall ist“. Für ein Präntieren genügt schon der Accent oder die Tonlage einer Äußerung. Mehr noch das Benehmen. Gehört doch zu ihm die Verknüpfung mit nicht-verbalem Verhalten – etwa eine „staatsmännische“ Mine. Brächten die Zuschauer nur soviel Urteil auf zu lachen. Unser Gesichte-Schneider weiß aber sehr wohl: die Hauptsache ist, to secure uptake – auch im submodernen Wissenschaftsbetrieb eigens propagiert.

Hellet sich hier auf, was es bedeutet, wenn die Welt der Moderne in die Sprache der Submoderne absinkt und der Geschichte nicht einmal mehr im Abstoß Halt gibt? Allerdings unbeschadet der Historie. Werfen wir nur einen Seitenblick in eben jene Dimension zeitgenössischen Bildens, welche auch noch aufgelesenen Schrott in eine Präntation von Kunst übersetzt. Die täuscht aber niemanden, sofern die vormalige Herrschaft der sog. Aussage gebrochen ist. Auf Vernissagen hört man zwar noch von „Aussagen“ der Künstler – ohne daß klar wäre, ob sie überhaupt eine machen sollten oder konnten.

Die äußerste Bloßstellung einer Präntation liegt aber in der diskreten Vermutung oder gar Beobachtung – vielleicht sogar in philosophicis – , that he is not exactly doing things.

- 2) Dem Analytiker ist bei seiner Prüfung der Angemessenheit des jeweils Gesprochenen für die Kommunikation nur die „Sauberkeit“ seiner Instrumente des Unterscheidens wichtig – zumal von philosophisch erzeugten Vorurteilen. Allenthalben ist die Probe am bewährten Gebrauch zu nehmen. Zumal dort, wo sie langfristig bestanden wurde. In solcher Reflexion kommt nach dem weltlichen das sprachliche Moment als solches zum Tragen. Mit ihr beginnt die eigentliche „Spatenarbeit“ im Felde des Gesprochenen – zunächst am gemeinschaftlichen Vorrat von Wörtern einer bestimmten Sprache. Hier erwächst eine eigenständige Linguistic Phenomenology.

Nicht nur schärft sie die Aufmerksamkeit für das im Gesprochenen Gemeinte, sondern erkennt als neue Aufgabe – des Drucks der Verifikations-Thematik ledig – dem Gelingen der Kommunikation zu dienen; letztlich zum Einvernehmen darüber zu kommen, wie ein Einvernehmen zu erzielen ist. Selbst noch darüber, warum in bestimmten Fällen nicht. Der Rückgang auf die ordinary language ist nur das erste, nicht das letzte Wort in diesem Anliegen.

Anders als die Rechtspraxis kennt die Sprachanalyse keinen Entscheidungszwang, nutzt aber ein großes Erbe juristischen Unterscheidens im Wortgebrauch vieler Generationen. Zwar bleibt ihre erste Quelle das Wörterbuch und seine Aufhellung von Sprechverwandtschaften bis in die Etymologie, verwendet aber darüberhinaus Fall-Entscheidungen des Common Law sowie Ergebnisse von Psychologie, Anthropologie, Verhaltens-Forschung auch an Tieren – in Anbetracht der geschwundenen Selbstbehauptung des animal rationale. Alles dieses dient Austins Hauptanliegen einer Klassifikation des Tuns mit Wörtern. Ein unabsehbares Unternehmen – umso mehr als er eine systematische Darstellung ausschließt. Bleibt ihm doch die Sprache so sehr im Fluß, daß er sogar die rylesche Abhebung einer logischen Grammatik oder Syntax von der gewöhnlichen verwirft.

Die Klassifikation selbst wird eher in Schulmanier angelegt – mit der Unterscheidung phonetischer, phatischer und rhetorischer Akte. Wir können hier auch noch die entsprechenden Namensklärungen übergehen. Diese Gliederung hat ihren Widerchein im Unterscheiden von bloßer locution, illocution (sie argumentiert) und perlocution (sie überzeugt). Die vormals grundlegende Bedeutung der „Kategorie“ oder des Etwas-von-etwas-sagens ist hier in das weite Feld der Kommunikation bis hin zur Körpersprache aufgelöst.

Was steht am Ende des austinschen Gedankens? „Ich träumte eine Zeile, die ein Motto für eine nüchterne Philosophie hergeben würde: Neither a be-all nor an end-all be (Philosophical Papers p.271 Anm.). Diese Chiffre bringt die eigentümlich submoderne Denkart der analytischen Philosophie auf den Punkt. Gerade nicht als Feststellung, sondern als Ausschließen jedes Endes, das einen Unterschied im Ganzen macht. Ein bloß noch Heutiger ist völlig cool, abgekühlt im Auflösen jeglichen Grundes mit der entsprechenden Gegenfrage schlechthin: Warum nicht? Why not?

### III.

Im Entsorgen des Begriffs-Mülls abgestandener Philosopheme läßt sich Austin von niemandem übertreffen. Sie bedürfen da keiner geschichtlichen Fassung mehr. Das Verabschieden trifft, trotz gelegentlicher historischer Remineszenzen, nur noch das funktionale Denken der Moderne, näher die „Wissenschaftliche Weltauffassung“ – aufgenommen in ihrer britischen Prägung durch den Epigonen Ayer.

Erst recht an dem abschließenden Schritt Dummetts wird deutlich: die Positionen der Analytiker sind nicht im Sinne einer evolutio, sondern einer involutio der Besinnung auf die Wissenschaften zu lesen. So kann denn Dummett die Verdienste seiner Vorgänger überspielen. Daß Austin, mit seiner Übersetzung, Freges „Grundlagen der Arithmetik“ in Oxford bekannt gemacht hat, wird erwähnt, ist aber für das Motiv des Rückgangs auf Frege belanglos. Dies unterstellt Dummett bedenkenlos eine Gemeinsame „sprachphilosophische“ Absicht. Dessen zentrale Bemühung um Logik und Arithmetik wird zu einer eher randständigen Aufgabe (The logical basis of metaphysics, Harvard 1991, 2).

Ihr muß – so Dummett – die Struktur-Analyse nicht nur des „natürlichen“ Sprechens, sondern des alltäglichen überhaupt vorausgehen. Dazu bedarf es einer theory of meaning,

welche die Verbindung von Sprache und Gedanke klärt (Basis 14). Näher: what, in general, is effected by the utterance of a sentence in the presence of hearers who know the language to which it belongs (Basis 21). Da gibt es einmal Äußerungen zur Interaktion mit Anderen, sodann zur Sprache als Medium unseres Denkens und unserer Darstellung von Realität; denn nach der Natur der Sprache könnten wir sie als Mittel jener Interaktion nicht lernen, ohne zugleich auf ihren Gebrauch im Übertragen unserer Gedanken zu achten (Basis 103).

Bei aller Berufung auf Frege steht Dummett im Horizont der Submoderne – angesichts ihrer beherrschenden Aufgabe to communicate successfully (Origins of analytical philosophy, Harvard 1993, 41). Dafür spricht nicht zuletzt sein Bekenntnis: „Ich glaube, daß Akademiker im Allgemeinen, und Philosophen vielleicht besonders eine Pflicht haben, to make themselves sensitive to social issues, und wenn sie eine Gelegenheit sehen, irgendetwas Wirksames zu tun, es zu tun“ (Origins 194), wie Dummett beim Ostermarsch. Eine solche Rede – auch wenn nicht sehr klar – hat heute nicht nur durchschnittliche Verständlichkeit, sondern mehr noch die Gewalt des Plausiblen für sich. Auf sie kommt es noch eher an als auf Wahrheit. Aber hier gilt es erst einmal, die verschleierte Kluft zum fregeschen Gedanken aufzureißen.

Er sei wie folgt verdichtet: Das Denken ist unmittelbar ein be-dingtes; denn als innerweltliches bedarf es der Zeichen, in denen es sich verkörpert, verschriftlicht. Erst eine von der natürlichen Sprache streng geschiedene „Begriffsschrift“ ermöglicht dem Denken, das nicht nur mit ihr, sondern in ihr denkt, die Reinigung vom Vorstellen und Erleben. Sodann verwirklicht sich das Denken als sprachliches von eigener Syntax im Beziehen von Funktion und Argument. So wird es schließlich am Satzkalkül der geschichtlichen Notwendigkeit inne, das vormalige Grund-Verhältnis von Subjekt und Prädikat zu verabschieden.

Aber auch die Sache des Denkens ist geschichtlich; denn der Gegenstand seines ersten Beziehens, nämlich die Anzahl, erfordert eine Kritik der ganzen arithmetischen Tradition. Die Zahlenreihe ist von der Null, nicht mehr von der Eins her zu produzieren – einer Funktion, die noch „ungesättigt“ oder leer ist. Erst so befestigt sich die Notwendigkeit einer strengen Trennung des Gegenstandes als Funktion und als Erlebnis. Zur Welt kommt er sodann im Verband des Satzes, und zwar als die Bedeutung seines Sinnes. Auf seine mögliche Wahrheit hin hat er einen Wert – den des Wahren oder des Falschen. Was schließlich dessen sprachliche Fassung anlangt, verwirklicht sich das Urteil in der Form der Feststellung. Auch wenn sie falsch ist, ist sie darum nicht weniger wirklich, sogar als widersprüchliche.

Frege stellt die Sache des Denkens letztlich unter die Maßgabe des „ist wahr“. Er sieht darin einen der wenigen einfachen Begriffe, die sich wegen ihrer Ursprünglichkeit nicht definieren lassen, weil sie das definiendum immer schon unterstellen.

Die sprachlich verstandene Maßgabe deutet die Feststellung zunächst als Behauptung. Wer sie vorbringt, muß für sie einstehen. Während die Feststellung Wahrheit beansprucht, will die Behauptung darüber hinaus Anerkennung finden. Die macht aber für die Wahrheit des Gedankens keinen Unterschied – so auch nicht, ob viele ihn anerkennen. Ist er wahr, bleibt er dies sogar dann, wenn er von niemandem erfaßt wird. Ist doch seine Wirklichkeit derart unabhängig, daß die Behauptung als solche nicht zum beurteilbaren Inhalt eines Satzes gehört. Auch Falsches kann Anerkennung finden. Sodann verlangt das Behaupten

in den Wissenschaften ebensosehr Kritik, selbst der Maßgabe, wie deren Bestätigung. Ihre Geschichtlichkeit wird offenkundig an den modernen Grundlagen-Krisen. Bezeichnenderweise verebben deren Erschütterungen in der Submoderne; standen sie doch unter der Bedingung der Entschiedenheit. Dazu Freges ausschließendes Urteil: entweder gilt die euklidische Geometrie oder nicht. Keinesfalls „auch“. Weshalb ist aber ein Behaupten notwendig, wenn es nichts zum Sinn einer Feststellung beiträgt? Wegen der Unvollkommenheit der Sprache; sonst bedürfte es nicht einmal einer Logik. Schließlich kommt die Maßgabe zur Welt aus der Wissenschaft als einem Streben nach Wahrheit; dies in endloser Verwertung möglicher Wahrheitswerte – nicht weniger des Falschen als des Wahren. Falsches als falsch zu entdecken, ist das Bewegende einer wesentlich kritischen Forschung und der eigentliche Anlaß, eine künstliche Sprache einzuführen.

Wie übersetzt Dummett den fregeschen Gedanken in die Submoderne – aus dem Horizont der Welt in den der Sprache? Um dies gleichsam in der Weise einer Einwicklung des Skizzierten zu zeigen. Also die Termini der besagten ratio rückläufig aufnehmend.

Die Maßgabe des „ist wahr“ wird erstlich dadurch gebrochen, daß die wissenschaftliche Forschung heute ihrerseits unter ein Schätzen fällt, welches ihr nicht mehr das „umwillen ihrer selbst“ und dessen Freiheit einräumt; dies umso weniger als sich im Alltag eine gleichsam über-wissenschaftliche Kritik geltend gemacht hat – die gesellschaftliche. Sodann erfordert ihr zufolge die Maßgabe nicht so sehr eine Wissenschaftslogik als vielmehr einen guide to action (Basis 51). Der Verdacht wegen der Unvollkommenheit der Sprache bedrängt nicht mehr. In der Welt des submodernen Alltags erübrigt sich die strenge Scheidung der wissenschaftlichen von der natürlichen Sprache. Schließlich schwindet die Wirklichkeit der Krisen des „ist wahr“, welche für die Wissenschaften einen Unterschied im Ganzen machten, also die geschichtliche Prägung der fregeschen Maßgabe.

So ist denn auch die Sache Dummetts nicht mehr die geschichtliche-, sondern hängt bloß den jeweiligen Veränderungen der Gesellschaft nach. Die Wissenschaften werden ihrerseits zu beliebigen Gegenständen einer „kritischen“, Maßgaben negierenden Historie. Sie läßt nur eine grenzenlose Pluralität von Berichten (*récits*) zu; in den Alltag abgesunken, ist keiner vorrangig. Genauer besehen, hatte sogar der noch ein jeweiliges Zentrum im Gewohnten. In der Submoderne schwindet aber die diesem eigentümliche Dauer; sie geht in einer alltäglichen Zerstreuung auf. Was geschichtlich gewesen, wird ausnahmslos „ephemer“.

Das Gelingen der Verständigung muß heute auch in den Wissenschaften täglich erprobt werden – wie die Erfolge sprachlicher Kommunikation überhaupt. Dummett bemerkt: „Freges Theorie von Sinn und Bedeutung makes no appeal to the social character of language“ (Origins 13). Wie konnte sie denn gegen diesen elementaren Sachverhalt gleichgültig bleiben? Dummett verschleiern den Schub in den submodernen Sprachhorizont, indem er meint: „Ein Studium des Gebrauchs der Sprache ist eine legitime Entwicklung der fregeschen Theorie, sogar deren notwendige Ergänzung.“ In Wahrheit aber ergänzt sie nicht, sondern verwandelt das fregesche Anliegen mit der Forderung: die Logik muß sich der Semantik öffnen; denn die Sprache ist ein social phenomenon and its use publicly observable – ebenso als Körper- wie als Wortsprache. Schon deshalb nicht vorrangig durch den Blick auf Feststellungen bestimmt, also auch nicht auf das möglicherweise Wahre.

Eine Theorie einzuführen, die für die entschränkte submoderne Kommunikation geeignet ist, verlangt to replace truth as the central notion of the meaning-theory by some notion that can be wholly accounted for in terms of the use a speaker actually makes of the sentences of a language (Basis 318) – nicht bloß im Behaupten. Zwar gilt für den Wahrheitsanspruch als regulatives Prinzip: „Wenn eine Feststellung wahr ist, muß es etwas geben, kraft dessen es wahr ist“, aber nicht mehr unter den Bedingungen der überkommenen Verifikationstheorie, sondern pragmatisch in Anbetracht jeweiligen consequences of accepting it as true. Dazu gehört die Kenntnis der condition that determines the sense of the sentence, a grasp of which a speaker's understanding of it consists in (Basis 317). Hier ist der Horizont des fregeschen Begriffs eine kraftlose Reminiszenz. Deutlicher noch, wo es heißt: the root notion of truth is then that a sentence is true just in case, if uttered assertorically, it would have served to make a correct assertion (Basis 165) – eher noch: declaration.

Für Frege galt: Den Sinn eines Wortes erfaßt zu haben besagt: den Begriff von etwas zu besitzen. Hier aber ist dessen objektive Bedeutung in dem gesellschaftlichen Gebrauch verkörpert, den ein kompetenter Sprecher von dem betreffenden Ausdruck macht (Origins 143). Er kommt zur Welt in der Verlautbarung und ihrer Betonung.

Da bedarf es aber in erster Linie des korrekten Gebrauchs der Wörter einer gemeinsamen Sprache – stets einer unter vielen anderen. Der ist nur zum geringsten von den Absichten Einzelner bestimmt (Origins 143). Man spricht notwendigerweise nicht bloß in einem immer schon eröffneten Feld der Kommunikation, sondern gemäß den Bedürfnissen eines Verkehrs, die – so Dummett – nicht zuletzt im Reisebüro bekundet werden (Origins 147). Dort zeigt sich ihm der gesellschaftliche Charakter der Sprache at its most prominent: im möglichst reibungslosen Verkehr, der nicht nur Verständlichkeit des Gesprochenen, mehr noch die geglückte performance braucht – eher in gesellschaftlicher als in logischer Bedeutung.

Korrekt sprechen – dies verlangt daher über die Richtigkeit des Gesprochenen hinaus seine mögliche Rechtfertigung gegenüber Anderen. „Etwas zu versichern, für das man keine Gründe hat, bedeutet abgesehen von ganz besonderen Umständen, to violate linguistic convention and therefore to say something incorrect in the basic sense of incorrect. Die Submoderne kennt zwar keine Blasphemie mehr, wohl aber „politisch“ unkorrekte Sprache – z.B. wenn man „Neger“ sagt oder in „Mensch“ den Geschlechts-Unterschied übergeht. Hier macht sich heute ein „moralischer“ Zwang in sprachlichen Konventionen geltend.

Nichts beleuchtet schärfer die Trennung von Frege als Dummetts weitläufige Realitätsdiskussion. Da heißt es: What reality consists in is not determined just by what objects there are, but by what propositions hold good. Dieses letztlich sprachliche Kriterium bestimmt ihn zu einem wenn auch qualifizierten „Anti-Realismus“.

Der Terminus des Denkens zieht seine Selbständigkeit aus den beiden Hauptfunktionen des Gesprochenen – als Kommunikations-Mittel und als Gedanken-Vehikel (Seas 166). Auch nach dieser Seite erübrigt es sich, noch den vormaligen Unterschied von Mensch und Tier zu bemühen. Wohl aber intention and purpose als Zeichen von Intelligenz (Seas 104). Sie bekundet sich daran, daß wir „im Umgang mit anderen fortwährend darauf bedacht sind, das zu erblicken, worauf sie hinauswollen, will sagen: ihre Gründe oder Motive dafür zu sagen, was sie tun – so wie wir darauf bedacht sind, das auszumachen,



worauf es ihnen in ihren nicht sprachlichen Tätigkeiten ankommt“. Dies ist sehr wohl zu unterscheiden von der Bedeutung ihres Gesprochenen (Basis 91), die allerdings schon verstanden sein will.

„Das Wesen der Sprache liegt in der Tatsache, erworben durch Interaktion mit anderen, daß sie keiner weiteren erfolgreichen Kommunikation dienen kann, wenn sie nicht zu einem Vehikel des Denkens gemacht worden ist.“ (Basis 91). Es bekundet sich insbesondere am Unterschied der Ebenen des Sprechens. „Die Begriffe der Wahrheit einer Feststellung und der Absicht, sie zu machen, gehören zu unserem gewöhnlichen sprachlichen Spielplan. Dennoch sind sie Begriffe auf zweiter Ebene, gebraucht um unsere Verwendung unserer Sprache zu kommentieren. Wir können uns deshalb ganz gut Leute einbilden, die mit einer Sprache ausgerüstet sind“, welche bloß auf der ersten Ebene spricht – etwa dort, wo einer nur durch einen Pfiff etwas kundtut – ohne besondere Mittel, die Begriffe der zweiten Ebene auszudrücken, zu denen doch auch das „ist wahr“ gehört (Basis 167). Soviel zur innersprachlichen Welt des Denkens.

Die innersprachliche Geschichte ist für Dummett als diejenige der Philosophie von verschwindender Bedeutung. Denn die beginnt ihm eigentlich erst mit Frege. Da liegen die „Origins of analytical philosophy“. Auf ihn schränkt sich sein einziges Gegenüber ein – also auf den Unterschied der Submoderne von der Moderne. Es gilt nur, an ihn anzuknüpfen. Zuvor aber ist Dummett schon über ihn hinaus mit seinem scheinbar erweiterten Anliegen einer Analyse der Sprache. Innerhalb ihrer the philosophy of thought concerns itself with the question what it is to have a thought to be about an object of one or another kind, what it is to grasp a concept and how a concept can be a component of thought (Origins 129). Diese Analyse bleibt aber vernetzt mit derjenigen der sprachlichen Kommunikation.

Was nun zuletzt die semantische Analyse anlangt, so liegt in ihrer Priorität vor der des Denkens eine Schwierigkeit, welche einen regressus ad infinitum anzeigt; denn: ordinary speakers do not explicitly know, and could not understand a formulation of a theory of meaning for a natural language: indeed nobody knows such a thing“ because many of the problems of constructing one remain unsolved. Kein Wunder, daß Dummett seine Abschiedsvorlesung mit dem Beginn eines Forschungsprogramms beendet. Für „philosophische“ Kollegen (Seas 478) – dem ordinary speaker auf immer gleichgültig.

Die programmierte Endlosigkeit der entsprechenden Analysen darf nicht darüber hinwegtäuschen, daß die Philosophie der sprachlichen performances ihre Aufgaben im Sinne der Tektonik des submodernen Denkens erschöpft hat. Unbeschadet eines ins Endlose laufenden Betriebs. Er verschleiert den Heutigen seine Leere unter dem herkömmlichen Namen „Philosophy of Mind“. Sie hat sich über die noch von Dummett gewährten Schranken hinweggesetzt und mischt sich in die Forschung jener Wissenschaften ein, die es irgendwie mit dem Denken zu tun haben – nicht so sehr mit seiner Psychologie, als vielmehr mit seiner Physiologie. Das Verdienst der Analytiker, eben jene Leere, in der Contraction auf den Terminus des Denkens, erbracht zu haben, bleibt da ohne Würdigung. Die Unterscheidung der Sprache in sich vermag nicht zu ihrer Unterscheidung von sich fortzugehen, wo dem Denken seine Geschichte weggebrochen ist. Seine Höhle ist dem vernetzten Denken eine unglaubliche Sage geworden. Bewegt von den Zuständen der



Gesellschaft, weiß deren „kritische Theorie“ vornehmlich, „wie es nicht ist“, will sagen: was im Sinne der Begierden fehlt, die fortwährend von der Gesellschaft und für sie enthüllt werden.

#### IV.

Die analytische Philosophie hat eine „A-porie“ des Denkens ausgetragen – nicht so sehr im Sinne einer Weglosigkeit, sondern seiner von Ryle eingestanden Ärmlichkeit – aus dem unumgänglichen Verzicht auf ein sog. „Erhabenes“. Anders die Armut, welcher gerade ein Worte-Macher heute vor dem Wort in singulärer Bedeutung inne werden kann. Beckett deutet dies in seinem letzten Gedicht an (den Hinweis auf es verdanke ich Dr. Brainard). What is the word? fragt er dort wieder und wieder. Er beginnt mit der Antwort: folly (Torheit), spielt sie durch – aber nur so, daß er die Frage offenhält. Nichts wird erklärt, bloß Zeichen gegeben. Wovon? Merkwürdigerweise von dem, was nicht mehr bezeichnet. Aber hören wir:

... seeing all this -/ all this this -/ all this this here -/ folly for to see what -/ glimpse -/ seem to glimpse -/ need to seem to glimpse -/ afaint afar away over there what -/ folly for to need to seem to glimpse afaint afar away over there what -/ what -/ what is the word -/ und der Dichter wiederholt ein letztes Mal: what is the word - diesmal ohne Gedankenstrich.

Wie könnte eine solche Rede ihren alltäglichen Zweck erfüllen, Kommunikations-Mittel und Gedanken-Vehikel zu sein? Ist sie doch keineswegs eine mißlungene sprachliche performance. Sie beansprucht nicht einmal die Verständlichkeit des Protests gegen eine Sprache, welche nur auf Verständigungs-Erträgnisse abzielt. Der berührt Becketts folly überhaupt nicht. Selbst noch das verhaltene Wort gibt zu denken – unbekümmert um die durchschnittliche Verständlichkeit, welche die linguistic analysis auch für die Philosophie geltend machte. Beckett reißt den Unterschied der Sprache von sich auf, wie ihn nur das Wort als solches machen kann – einem Gehör, das noch der Submoderne nachhängt. Immerhin mit der Andeutung des Schwunds eines verlauteten Wortes. Dem Horchenden kommt es nicht zur Bestimmtheit eines Dieses. Herkömmlich verstanden: Subjektloses Prädikat.

Aber er hört nichts. Sieht er? Seem to glimpse – unentscheidbar, ob dieser Schein trägt. Dies ist das Äußerste, was die submoderne Dichtung zur Sprache bringen kann – ohne einen Unterschied im Ganzen zu machen, wie ihn das Wort der gewesenen SOPHIA kannte. Seinerzeit gegeben den Menschen als den am Tag Hängenden, den „Ephemeren“. Sie können sich nicht mehr als solche verstehen, wo ihnen jenes Wort entfallen ist. Im Andrang ihres Gesprochenen.

Kein Nachhall des Wortes. Nicht einmal im Namen „Godot“. Nur the glimpse, das im Verschwinden Gesichtete: es verlischt, bevor es ins Gedächtnis gehoben, also gewesen ist. So entfällt es nicht einmal mehr. Vom Wort ist nur eine flüchtige Erinnerung geblieben. Ohne Kraft, einen Unterschied in der Vielfalt des täglich Gehörten zu machen. Wo der geschichtliche Grund, die epochale Dreifalt des Wortes weggebrochen ist, wird das Vergessen durch die Gleichgültigkeit des vielen bloß Behaltene besiegelt; wie es einst zu denken gegeben hat, ist es verdrängt. So entschieden, daß auch, was in unserer Geschichte als Kunst zu denken gab, in der Unterscheidungslosigkeit des continuierenden Vorstellens versunken ist.

Dennoch hat das Gedächtnis des Wortes zu seiner Gegenwart gefunden – über die Erinnerung der Philosophie als verschiedener und also gewesener; befreit von jeglicher Metaphysik-Kritik in submoderner Manier; unbekümmert um deren Verdächtigung jegliches totalisierenden Denkens als „totalitär“. Den Heutigen scheint es: selbst noch die Moderne war vom Gedanken des Ganzen und so auch des Einen gebannt; zumal in Gestalt eines durchgängig Herrschenden, wie des „Wesens der Technik“. Der submoderne „Pluralismus“ hat aber seine Stärke in der ihrerseits totalisierten „Demokratie“, genauer: in der permanenten „Demokratisierung“ nicht nur der eigenen, sondern jeglicher Gesellschaft. Deren Einbildung entfällt, was noch die apokalyptische Moderne bewegte: die Unterscheidung des Menschen von sich – des künftigen, wie sie zuvor unsere Geschichte am Helden, am Heiligen, am Bürger gekannt hatte. Schon diese Namen wecken heute wo nicht lächerliche, so doch abgeschmackte Einfälle – bei denen, die sich mit den Anderen solidarisch wissen, weil sie nur noch deren Andere sind. Jene Unterscheidungen wollen den Submodernen ganz und garnicht „schmecken“ (sapere); sie sind ihnen schal geworden – sogar übersetzt in die andere Zukunft des Arbeiters, des Übermenschen, des Sterblichen; denn man erfreut sich der Gewißheit: solche Zukunft muß ausbleiben. Aufgesogen in eine virtuelle Realität. Becketts Frage „Was ist das Wort?“ kann da nichts anwegen.

Was sagt uns aber das Gedächtnis, welches zum Anerkennen des in der Geschichte des Denkens Vollbrachten erwacht ist? Vorab: ihm erhalten sich mit der Unterscheidung der Gegenwart sehr wohl seine Nachbarn, nämlich die anarchischen, strukturalistischen und analytischen Reflexionen, als das Andere zu ihm. Wie das?

In der analytischen Philosophie schälte sich als Kern die Semantik zu einer Logik heraus, der das modale Gefüge in den Worten der SOPHIA zu entgegnen vermag – sofern es nicht wie die Philosophie auf dem „wie es ist“ und einem entsprechenden „wie es zu sein hat“ gründet, nicht auf ihrer Unterscheidung von Erscheinung und Wesen, nicht auf der entsprechenden Kategorie des „Notwendigen“, sondern auf dem, was erstlich und maßgeblicherweise zu denken gibt, nämlich „wie es nicht zu sein hat“. Wie sagte Austin – allerdings unwittingly: It is the negative use that wears the trousers.

Von altersher kannte die Philosophie einen Gleichschritt (SYSTOICHIA) in der Entwicklung der Modalitäts-Kategorien. In der Moderne, zumal in ihrer apokalyptischen Besinnung, erscheinen sie in verwandelter Bedeutung. Wird doch das „wie es ist“, statt dem „wie es zu sein hat“, als dem „wie es nicht zu sein hat“ unterworfen erfahren. Daraus entspringt statt des „Begriffs“ ein negativ bestimmter „Sinn von Sein“, mehr noch seine negativ bestimmte „Wahrheit“: geschichtlich die Enteignung des produktiven Menschenwesens. In der Submoderne entschwindet auch noch diese Unterscheidung, die an seiner anderen Zukunft hing – also nicht nur das alte Verhältnis von „wie es ist“ und „wie es zu sein hat“, sondern auch noch die moderne Maßgabe des „wie es nicht zu sein hat und dennoch ist“. Was bleibt, ist nur die Begierde, welche dem „wie es nicht ist“ entspringt. Das „wie es ist“ wird dann zu seinem Anderen: einer „schlechten Wirklichkeit“.

Dem vermag das Wort der SOPHIA zu entgegnen – allerdings nur, wofern es gegenwärtig zu denken gibt. Es ist aller PHILO-SOPHIA vor-gesprochen. Diese hat die Mitte zu jenen Extremen beherbergt, indem sie sich des „wie es ist“ und des „wie es notwendig ist“, der Wahrheit und des Grundes annahm – die epochalen Vorgaben der Weisheit entwe-

der negierend oder ersetzend oder concipierend. Nur bezogen auf das „ist wahr“ hatte das „wie es ist“ eine Priorität „von Natur“. Die Moderne sah sich vor der Aufgabe, diese Natur – mit Hegel: „die physische und geistige“ – zu denaturieren. In der Submoderne aber erübrigt sie sich als Sache des Denkens; sie bietet sich deshalb an, ideologisch besetzt zu werden.

Im Und-so-weiter der Analytischen Philosophie ist die „natürliche“ Entwicklung zu einer Vollendung gänzlich entkräftet. Erst recht der Gedanke einer Unterscheidung des Menschen von sich. Dennoch bleibt dies: sie ist nicht unmöglich. Mehr noch: sie steht frei und zwar in der Bestimmtheit, welche allein aus jenen abendländischen Weisheits-Gestalten zu erinnern ist, die sich in der Geschichte der Philosophie als conceptionsfähig erwiesen haben. Jedesmal ist dort – epochal verschieden – „das Wort“ zu Gehör gebracht worden, welches nicht nur keine KATÄGORIA ist, sondern auch der Kommunikation eines immer nur Anderen der Anderen vorgegriffen hat. Ein Zuspruch nicht von unseresgleichen, weil aus der von sich unterschiedenen Sprache. Ein erstlich gegebenes und empfangenes Wort. Es hat jedesmal maßgeblich zu denken gegeben und seinen Dank gefunden.

Wie das in unserer Gegenwart? Nicht wie vormals durch eine philosophische Conception, sondern in einer Fassung der „Worte“, die ihre angestammte, nicht von der Philosophie erborgte, „Rationalität“ zu erschließen sucht. Mit einer ihr dienstbaren Technik. Ohne Scheu „technisch“, gerade die Ideen und Kategorien der Tradition als Bauzeug gebrauchend. Sind sie doch durch ihre Herkunft dazu geeignet.

La bêtise n'est pas mon fort, aber vielleicht die Verrücktheit, als von sich unterschiedene Torheit. Eben jene, welche noch am ehesten in der paulinischen Unterscheidung der Weisheit im Wechsel mit der Torheit spricht. Selbst die Philosophie kannte schon früh eine MANIA; denn die Torheit kann eine Stärke sein, die dem Denken achtbar ist. Der sog. Sprachanalyse völlig unerfindlich. Erfunden als „rationale“ Tektonik der gegebenen Worte, die in der SOPHIA beheimatet sind und den aus ihnen unterschiedenen Menschen „wohnen“ lassen.